

Bijlage VWO
2008

tijdvak 1

Duits 1,2

Tekstboekje

Zeitungen von Format

Was mit der Umstellung auf die Tabloid-Größe verloren geht

(1) Die Annäherung an die Tageszeitung in der Kindheit vollzog sich auf doppelte Weise: ein Lernprozess, der nicht allein den Inhalt, sondern auch das Format betraf. So wie der 12- oder 13-Jährige (der sich dank der Sportberichte im hinteren Teil langsam für die grauen Buchstabenmassen zu interessieren begann) die Sätze nur mit Mühe verstand und die Eltern immer wieder nach dem Sinn bestimmter Formulierungen fragen musste, hatte er auch mit der Gestalt der Zeitung selbst zu kämpfen. Es war ihm ein Rätsel, wie 2 der Vater am Frühstückstisch mit dem riesigen Bündel umging; mit einer Hand konnte er sogar seinen Kaffee trinken, während die andere die raschelnden Blätter im Zaum hielt. Er selbst hätte sich diese Fertigkeit niemals zugetraut, und daher fanden die ersten Jahre der morgendlichen Zeitungslektüre auf dem Teppich des Flurs statt, die Seiten in einer Breite vor ihm liegend, dass er den Kakaobecher daneben nur unter Verrenkungen erreichte.

(2) Eine Tageszeitung ganz ohne Unterlage zu lesen, bereitete ihm noch bis ans Ende der Schulzeit Unbehagen; in der U-Bahn etwa beschränkte er sich stets auf das Überfliegen der Vorder- und Rückseite, denn er hatte Angst, dass das Umblättern nicht gelänge, dass sich die Seiten am oberen Rand plötzlich nicht mehr richtig falten ließen und die Zeitung sich in ein unbezähmbares Knäuel verwandeln würde, das dem Sitznachbar ins Gesicht schlug. Im Lauf der Jahre jedoch begann er das Paket aus geordneten

Lagen und losen Blättern mehr und mehr zu beherrschen; er wurde zu einem routinierten Zeitungsleser, dem selbst die Enge mancher Flugzeugkabinen nichts anhaben konnte, in denen man das Blatt mit einer Geschwindigkeit umwenden musste wie sonst nur ein Künstler, der eine Tischdecke unter dem Kaffeeservice herauszieht, ohne etwas zu zerbrechen.

(3) Die Bedeutung dieses rein materiellen Anteils an der Sozialisation des Zeitunglesens gerät in den Blick, wenn man die gegenwärtigen Meldungen über die Formatumstellung zahlreicher Traditionszeitungen verfolgt. Nach dem Vorbild des *Independent* und der *Times* in London wechseln immer mehr europäische Blätter vom 300 Jahre alten Broadsheet- ins kaum halb so große Tabloid-Format, um die allgemein sinkenden Auflagenzahlen zu stabilisieren und, wie die Marketingabteilungen sagen, jüngere Menschen wieder zur Zeitungslektüre zu bewegen. In Deutschland erscheinen seit dem letzten Jahr die regional vertriebenen Zeitungen *Welt kompakt*, *News* und *20 Cent* im Kleinformat; Umstellungen großer Tageszeitungen sind für die nahe Zukunft geplant.

(4) Wie auch immer der ökonomische Erfolg dieser Maßnahme zu beurteilen ist (bislang hat sich gezeigt, dass die Tabloid-Form zwar für einen Anstieg der Verkaufszahlen, gleichzeitig aber für einen Rückgang der Werbeanzeigen sorgt): Durch sie könnte eine Annäherungsweise an die Tageszeitung verschwinden, die von einer folgerichtigen Kongruenz geprägt war. Denn die

85 intellektuelle Herausforderung, sich an
eines der großen Blätter zu wagen,
seinen Aufbau zu verstehen, bildete
sich bereits in einer handwerklichen
Herausforderung ab.

90 **(5)** Der Leser, der die Zeitung morgens
aus dem Briefkasten oder dem Kiosk-
regal zieht, nimmt auf den ersten Blick
die schiere Menge an Information
wahr. Gerade dieses Übermaß aber hat
beruhigende Wirkung: Es verfestigt
das Wissen, dass die Tageszeitung –
95 auch abseits der eigenen Schneise, die
man Tag für Tag durch das Blatt
schlägt – ein verlässlicher Chronist ist,
das „Bewusstsein des Tages“, wie Uwe
Johnson in Bezug auf die New York
100 Times schrieb.

(6) Mit der Zurechtstutzung ihrer
Größe büßt die Tageszeitung genau
dieses Vertrauen der Leser ein, sie

105 vermöge die Welt umfassend abzubil-
den; in halbiertem Format nähert sie
sich dagegen der Gattung des Magazins
an, die immer schon auf ein spezifi-
sches, eingegrenztes Interesse der
Leserschaft zählt. Das Tabloid ver-
wandelt die Tageszeitung von einer
110 Instanz in eine Publikation unter
anderen. Zudem gibt das Format durch
seine Umschlagseite und die Abschaf-
fung separater Lagen eine Geradlinig-
keit der Lektüre vor, die alle selbst
115 gewählten Prioritäten – jenen ver-
trauten Parcours zwischen den Lagen –
durchkreuzt. Als würde man eine große
Tageszeitung wirklich von vorne bis
hinten durchlesen wollen (die einzigen
120 Menschen, die das jemals getan haben,
sind Entführungsoffer, die in ihrer
Kammer eine alte Ausgabe vorfanden).

Käuflich

Van-Gogh-Ausstellung in Polen: Vorhang auf, alle Fragen offen

Als das Museum der holländischen Stadt Breda vor einigen Monaten weitestgehend unkritisch ein zweifelhaftes Konvolut¹⁾ von Zeichnungen und Gemälden als angebliche Werke Vincent van Goghs ausstellte, hoben einige Experten bereits warnend den Finger: Der leichtfertige Umgang mit der Zuschreibung, so hieß es schon damals, werde dazu führen, dass die angeblich verschollenen und später wiederentdeckten Arbeiten über kurz oder lang auf dem Kunstmarkt auftauchen – unter Verweis auf die Ausstellung in Breda als echte Werke, ohne Fragezeichen.

Tatsächlich ist genau dies nun geschehen. Seit einigen Tagen wandert eine Ausstellung durch Polen, die vorgibt, die gezeigten vier Gemälde, elf Zeichnungen und zwei Aquarelle, die teilweise bereits in Breda gezeigt worden waren, stammten von Vincent van Gogh. Ausstellungsorganisator Jakub Lep und der Deutsche Björn Klusmann, dessen Vater bereits seit den achtziger Jahren versuchte, die teilweise ihm gehörende Werkgruppe als echt durchzusetzen, beriefen sich gegenüber dem ARD-Studio Warschau auf die Expertisen des Franzosen Benoît Landais, der sich selbst gern als Van-Gogh-Experten bezeichnet. Tatsächlich verbreitet Landais schon seit einigen Jahren Thesen zur angeblichen Echt- oder Falschheit von Van-Gogh-Werken, die wegen fehlender Belege bislang allerdings kein seriöser Wissenschaftler nachvollziehen wollte. Die von ihm vorgenommenen Neuzuschreibungen haben deshalb auch keinen Eingang ins Werkverzeichnis Vincent van Goghs gefunden, das das Amsterdamer Van-Gogh-Museum führt.

Klusmann und Lep bestätigten ebenfalls, dass Teile der zuerst in der Nationalbibliothek in Warschau gezeigten Ausstellung verkäuflich seien. Das Van-Gogh-Museum in Amsterdam, das die Echtheit des Konvolutes nicht akzeptiert, nannte Klusmann „käuflich“.

noot 1 Konvolut = hier: verzameling

Am besten mit Sandalen

(1) Eigentlich ganz leicht: Im Bioladen Milch, Gemüse und Tofuwürstchen gekauft, und das ökologische Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Von wegen, so einfach ist die Sache eben nicht, rechnen britische Forscher nun vor. Die Naturkost auf dem Tisch allein sei nicht einmal die halbe Miete für den ökologisch korrekten Nahrungsmittelkonsum, behaupten sie. „Noch wichtiger als Naturkost zu kaufen ist es, darauf zu achten, dass die Produkte in nächster Umgebung erzeugt wurden. Im Idealfall achtet man auf beides, ökologische und lokale Produktion“, sagt Jules Pretty von der Universität Essex, Koautor einer Studie, die in der kommenden Ausgabe des Fachmagazins *Food Policy* erscheint. Denn, so ergibt die Kalkulation aus Großbritannien, werden die Lebensmittel erst einmal über viele Kilometer kreuz und quer durchs Land gekarrt, bevor sie den Laden erreichen, belastet das die Umwelt weitaus mehr, als man den Planeten Erde durch ökologische Produktion der Nahrungsmittel schont. Und niemand kann die Umwelt retten, indem er konsequent Bio-Food kauft, die Tüten mit der Ökowerkzeug dann aber unter hohem Energieaufwand mit dem Auto nach Hause transportiert.

(2) Selbst per Flugzeug importierte Tropenfrüchte können ökologisch

35 günstiger sein, wenn man sie im Supermarkt um die Ecke kauft und dafür das Auto stehen lässt und zu Fuß einkauft. Prettys Fazit: „Die Transportwege sind für die Ökobilanz der Nahrungsmittel weit wichtiger, als wir gedacht haben.“ In ihrer Studie schätzten die Forscher die Umweltbelastung durch Transport und Produktion – einerseits für konventionelle und andererseits für biologische Landwirtschaft.

(3) Die Studie wurde zwar anhand von britischen Daten erstellt, enthält aber dennoch manch übertragbare Folgerung. Überraschend ist, dass der oft kritisierte Import von Lebensmitteln via Flugzeug und Schiff kaum ins Gewicht fällt. Denn Flugzeug und Schiff zusammen machten zumindest in Großbritannien im Jahr 2000 nur 0,21 Prozent an Umweltkosten aus. Der Grund dafür ist zum einen, dass der Schiffsverkehr ökologisch sehr vorteilhaft ist und dass mit dem Flugzeug verhältnismäßig wenig Lebensmittel transportiert werden.

(4) Wer also gern zu einer exotischen Frucht greift, wird damit nicht zum Umweltschänder, solange er bei heimischen Produkten darauf achtet, dass sie aus der Region stammen.

Auf Nadeln und Messern

Hysterie um die Model-Show: Warum Schönheit so oft mit Qual, Schmerz und Disziplin einhergeht

(1) Reden wir noch einmal über die „umstrittene Model-Show“ auf Pro 7 „Germany’s next topmodel“. „Rippen-Show“ und „Mager-Show“ nennt die *Bild*-Zeitung sie abwechselnd und lässt die Studentin Céline Roschek (22) aus Wien zu Wort kommen, die die Nase voll hat und auspuckt. „Ich wusste nie, wann ich die nächste Mahlzeit kriege“, erzählt sie und fügt hinzu: „Um elf Uhr nachts servierten sie uns ein paar mickrige Donuts.“

(2) Nun, man hat schon von konsequenteren Diäten gehört. Seit jedenfalls Irina, 1,76 Meter groß und 52 Kilo schwer, aus der Show flog, weil sie der Jury „zu dick“ erschien, wird die Show gewissermaßen immer noch umstrittener. „Die Empörung wächst“, wie *Bild* mit lustvoller Erschütterung festhält. Mediziner, Eltern und Politiker schlagen Alarm, der „Mager-Wahn“ treibe die jungen Frauen reihenweise in lebensgefährliche Essstörungen. Die FDP-Familienexpertin Cornelia Pieper fordert: „Die Sendung sollte aus dem Programm genommen werden, weil sie junge Mädchen verbiegt. Sie vermittelt ihnen nicht die Werte, die wirklich zählen.“

(3) Politiker haben Recht – es bleibt ihnen gar nichts anderes übrig –, wenn sie vor den Gefahren der Sendung warnen. Sie haben dabei gewissermaßen das Herz auf dem rechten Fleck – und das ist für jeden Politiker überlebensnotwendig. Das Wesen der Schönheit aber haben sie damit – volkspädagogisch verständlich – aus-

40 geblendet. Und deshalb sollten sie mit der Rede von den „falschen Werten“ vorsichtig sein, denn das ist allzu naiv. Das, was Menschen als schön empfinden, hat sich noch nie von moralischen Werten leiten lassen. Im Gegenteil.

(4) Die Geschichte der Schönheit war nie einfach nur heiter. Schön war immer und in allen Kulturen die Form. Form aber ist nicht das, was sich von selbst einstellt, wenn man den Dingen ihren Lauf lässt. Form ist immer ein Geformtsein, Resultat eines durchaus gewalttätigen Aktes der Veredelung. Um es bildlich auszudrücken, herrscht in der Welt der Schönheit das Bonsai-Prinzip: Nur durch schmerzhaftes Beschneiden erzielt man die Zierlichkeit der Form. Die Ästhetik des Klassischen hat zwar einige Nebelkerzen geworfen, wenn sie von der Natürlichkeit der schönen Proportion sprach. Aber auch die klassische Natürlichkeit war ein Prokrustes-Bett¹⁾, dem man sich auf dem Weg des Selbstdesigns anpasste. Ohne „Verbiegen“ ging das nicht. Nur dass man, solange man im kulturellen Paradigma eines bestimmten Schönheitsideals lebt, dessen Unnatürlichkeit nicht wahrnimmt. Wendet man sich fremden Kulturen zu, deren Schönheitsbegriff man nicht teilt, erkennt man das schmerzhaft Zurichtende am Ursprung der Schönheit unmittelbar – und es läuft einem kalt den Rücken herunter.

(5) Nicht ohne Schaudern betrachten wir die eingebundenen Lotus-Füße der Chinesinnen, die uns als reine Ver-

krüppelung erscheinen, im Reich der
80 Mitte aber als Voraussetzung der
Anmut im Trippelschritt wahrgenom-
men wurden. Auch der Giraffenhals,
wie ihn der Volksstamm der Karen in
Thailand als schön und erotisch emp-
85 findet, weckt unseren Abscheu. Selbst
das europäische Korsett ist schon so
historisch geworden, dass wir bei
seinem Anblick unwillkürlich nach
Luft schnappen, statt erregt zu sein.
90 Während uns die High Heels nicht
hochhackig genug sein können, damit
wir in schwärmerisches Träumen
geraten.
95 **(6)** Die Schönheit ist wie die Zivilisa-
tion (nämlich als deren Außenseite) ein
Prozess der Sublimierung ursprüng-
licher Gewalt. Andersen hat das in
seinem Märchen von der kleinen See-
jungfrau sehr genau beschrieben. Die
100 kleine Meerjungfrau verliebt sich in
einen schönen Prinzen und möchte an
der menschlichen Gesellschaft teil-
haben. Sie bekommt anstelle ihres
Schwanzes menschliche Beine – aber
105 um den Preis, dass jeder Schritt so weh

tut, als müsse sie wie es bei Andersen
heißt, auf Nadeln und scharfen Mes-
sern laufen. Da ist man ganz nah dran
am chinesischen Trippelschritt.
110 **(7)** So liegt auf dem Grunde jeder Kul-
tur ein Akt der schmerzhaften Gewalt.
Deshalb ist Kate Moss ein so großar-
tiges Model: Die zerstörerische Selbst-
gefährdung nämlich ist Teil der er-
115 habenen Wirkung der Schönheit. Man
mag das moralisch bedenklich finden.
Unsere Ästhetik aber folgt tieferen
Konditionierungen.
120 **(8)** Der Volksmund wusste das schon
immer: Wer schön sein will, muss
leiden. Das Natürliche war nie schön.
Das Natürliche ist erfahrungsgemäß
das, was aus dem Leim geht. Zugege-
ben: Frauen wurden diesem Schön-
125 heitsideal immer stärker unterworfen
als Männer. Man mag das als un-
gerecht empfinden. Das Gegenteil vom
Bonsai-Prinzip ist der männliche Bier-
bauch. Er ist das Ergebnis eines
130 natürlichen Sich-Gehen-Lassens. Zur
Zierde gereicht er dem männlichen
Geschlecht nicht.

noot 1 Prokrustes is een figuur uit de Griekse mythologie. Hij bood reizigers logies aan. Als een reiziger groot was, gaf hij hem een klein bed en hakte zijn voeten eraf, zodat de reiziger erin paste. Was de reiziger eerder klein, dan gaf hij hem een groot bed en trok hem zodanig in de lengte dat zijn ledematen uit elkaar getrokken werden.
De naam Prokrustes betekent "uitrekker".

Pro Minute eine Formel

Brauchte es von 1800 bis 1900 ein volles Jahrhundert zur Verdoppelung des Weltwissens, genügte dazu in unserem Jahrhundert die Jahre von 1900 bis 1950. Mittlerweile hat sich diese Zeitspanne auf 15 Jahre verringert – im Durchschnitt. Denn in den Brennpunkten der Grundlagen- und Anwendungsforschung, zum Beispiel der Bio-, Gen- oder Computertechnologie, sprechen Experten inzwischen von einem fünfjährigen Verdoppelungszeitraum, mit weiter abnehmender Tendenz.

Weshalb „explodiert“ das Wissen? Zum Beispiel weil, so der ehemalige Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Professor Dr. Wolfgang Frühwald, „die Zahl der allein in den USA tätigen Naturwissenschaftler sich rund alle 13 Jahre verdoppelt“. Weltweit hochgerechnet heißt das: Neun von zehn Naturwissenschaftlern, die je in der Geschichte der Menschheit tätig waren, forschen in der Gegenwart. Unsere Bibliotheken wachsen pro Jahr um 1,5 Regalkilometer. In den nächsten zehn Jahren, sagt Frühwald, wird mehr gedruckt werden als in den Jahrhunderten zwischen der Erfindung des Buchdrucks und der Gegenwart.

Eine Faustformel besagt: In jeder Minute wird eine neue chemische Formel, alle drei Minuten ein neuer physi-

kalischer Zusammenhang und alle fünf Minuten eine neue medizinische Erkenntnis gewonnen. Diese Entwicklung wirft jeden aus dem Rennen, der nicht weiterlernt. Der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, Professor Dr. Hubert Markl, hat unlängst unmissverständlich gesagt: „Wer nur kann, was alle schon können, und nur weiß, was alle schon wissen, kann auch nur tun, was alle schon tun können.“

Die Wissensexplosion lässt die „Halbwertszeit des Wissens“ rasant schrumpfen. Die Erstausbildung verliert gegenüber der Weiterbildung an Bedeutung. Am langlebigsten ist nach Ansicht des Sindelfinger Weiterbildungsexperten Prof. Dr. Kurt Nagel noch das allgemeine Schulwissen: Er hält es für erst rund 20 Jahre nach dem letzten Schultag zur Hälfte überholt. Anders das Hochschulwissen: Zehn Jahre nach dem Examen sind oftmals 50 Prozent Makulatur, wie schon nach fünf Jahren das berufsbezogene Wissen. Innerhalb von 36 Monaten gilt das Technologiewissen und in nur zwölf Monaten das EDV¹⁾-Wissen zu 50 Prozent als Schnee von gestern.

Das Gebot der Stunde heißt deshalb auf dem Laufenden bleiben, wenn Berufstätige sich auf dem Arbeitsmarkt behaupten wollen.

noot 1 EDV: Die Elektronische Datenverarbeitung (kurz EDV oder DV genannt) ist der Sammelbegriff für die Erfassung und Bearbeitung von Daten durch elektronische Maschinen, heute sind es in der Regel Computer.

Tekst 6

Fernsehen als Schmerzmittel

Das Fernsehen hilft Kindern besser gegen Schmerzen als der Trost der eigenen Mutter. Dies berichten Forscher der Universität von Siena in Italien.

Die Wissenschaftler befragten 69 Schulkinder, denen in der Universitätsklinik Blut abgenommen wurde. Wenn sich die Sieben- bis Zwölfjährigen gleichzeitig Zeichentrickfilme ansehen durften, fanden sie die Prozedur dreimal weniger schmerzhaft, als wenn sie nicht abgelenkt waren. Streicheleinheiten und beruhigende Worte der Mutter während des Eingriffs bewirkten zwar auch eine Linderung, aber nur eine deutlich geringere.

Dass die Eltern beim Arzt mit dabei sind, sei trotzdem für ein Kind ausgesprochen wichtig, betonen die Forscher.

Fernsehen als Schmerzmittel

Fernsehen wirkt abstumpfend und betäubend. Dieser medienkritisch klingende Befund hat auch sein Positives. Denn Kinder, die vor der Glotze sitzen, empfinden Schmerzen als weniger unangenehm. Das berichten Mediziner in der britischen Fachzeitschrift „Archives of Disease in Childhood“. In einem Experiment hatten sie 69 Kinder untersucht, denen mit einer Spritze eine Blutprobe entnommen wurde. Die Forscher teilten ihre Probanden in drei Gruppen ein: Die einen bekamen gar keine Ablenkung, die anderen wurden von ihren Müttern umsorgt, die dritten durften einen Trickfilm sehen. Das Resultat war eindeutig: Fernsehen tut gut. Von den größten Schmerzen berichteten die unabgelenkten Kinder. Die Aufmunterung durch die Mütter linderte zwar die Schmerzen, als das wirksamste Schmerzmittel aber erwies sich die Glotze.

Eingebildete Kranke

(1) Dem Patienten geht es nicht gut. Er sitzt in einem länglichen Krankensaal hinter mit Perlonstoff bespannten Stellwänden. Mit beiden Händen stützt er seinen alten Körper auf die Knie und beugt sich hilfeschend vor. Schweißringe ziehen sich um das verschlissene T-Shirt des langjährigen Dockarbeiters. Er keucht und ist dem Weinen nahe. Er hustet. Er erzählt von einer feuchten Wohnung, von Hauskrach und von einem Zeitungsbericht, wonach sich die Tuberkulose wieder auf dem Vormarsch befinde. Wo er denn den Bericht gelesen habe, will die Ärztin wissen. Der Patient, der sich Spilly Atkins nennt, kann sich nicht mehr recht erinnern, aber dass da letzte Woche etwas gestanden habe, das könne er ebenso beschwören wie dass sein Bruder nach dem Krieg an Tuberkulose gestorben sei.

(2) Spilly Atkins heißt in Wirklichkeit Ray Sutton, ist auch nicht Dockarbeiter, sondern gelernter Schauspieler und ein so genannter Simulationspatient. Der mittlerweile emeritierte Professor kommt vom Drama Department der Liverpools John Moores University, ebenso wie dreißig seiner Kollegen. Was sie tun, ist für ganz Großbritannien seit Jahren ein Modell mit großer Ausstrahlungskraft. Wenn Prüfungen sind, spielen sie regelmäßig vor angehenden Medizinern den eingebildeten Kranken. In sechs Tage umfassenden Blöcken mit täglich wechselnden Szenarien. Pro Prüfungstag werden diese zwei Dutzend Mal vorgestellt. Die Standardisierung muss sein, um allen Prüflingen die gleichen Chancen zu geben und eine Vergleich-

barkeit der Ergebnisse zu gewährleisten.

(3) Wer die in einer Rolle verborgenen Fingerzeige nicht wahrnimmt und nur einen guten Fachmann abgibt, findet vor den Augen von Ray Sutton keine Gnade. Sein Votum hat dasselbe Gewicht wie das der Medizinprofessoren. Wer das psychologische und soziale Bild hinter dem körperlichen 31, fällt durch die Prüfung.

(4) Simulationen gehören seit ein paar Jahren in vielen Ländern zur Medizinerbildung. Es gibt sie in verschiedenen Ausprägungen: Einmal trainieren beispielsweise angehende Ärzte virtuell an computergenerierten Körperbildern, ähnlich wie Pilotenschüler den Landeanflug mit dem Flugroboter üben. Oder man hat für die Studenten Dummys mit „richtigen“ Organen entwickelt, die je nach Computerprogramm etwa Magenkoliken oder Mandelentzündungen darstellen können. Oder es kommen eben 32 zum Einsatz.

(5) Auch Reformstudiengänge in Deutschland wie etwa in Witten-Herdecke, Heidelberg oder der Berliner Charité greifen auf Simulationen zurück. In Leipzig üben Medizinstudenten Gesprächssituationen mit Patienten in Rollenspielen.

(6) In Großbritannien misst man den gesellschaftlichen und psychologischen Aspekten von Gesundheit seit einiger Zeit einen hohen Wert bei. Bereits Mitte der siebziger Jahre diskutierte man über das Training für *social awareness*. Zuerst in der Armee, dann auch bei der Polizei, der Feuerwehr oder im Gesundheitsbereich begann man darüber nachzudenken, wie ein

fares Zusammenleben mit den geringsten sozialen Kosten möglich wäre. Als Leitbild dient der Hausarzt, der dort arbeitet und Bindungen aufbaut, wo 95 Prozent der medizinischen Leistungen erbracht werden. Und je kürzer die Verweildauer in den Krankenhäusern, desto wichtiger wird zusätzlich die medizinische Betreuung vor Ort, in der Gemeinde oder im Stadtteil.

(7) Kim Lauterburg ist einer der professionellen Schauspielpatienten. Gerne spielt er einen Anwalt, der die Tabletten für sein Herz unregelmäßig nimmt und Probleme hat beim Wasserlassen. Kim Lauterburg kommt aus der

Schweiz und ist mit einer Engländerin verheiratet. Bevor er ans Drama Department der Liverpoolscher Universität kam, war er viele Jahre lang Schauspieler, Chefsprecher und Kulturredakteur beim Schweizer Radio. Kürzlich ist er aufs Land gezogen und hat sich dort einen neuen Hausarzt suchen müssen. Dabei wurde er von seinem Beruf eingeholt. Dem Arzt kam der neue Patient irgendwoher bekannt vor. Und der junge Mediziner war nur schwer davon abzubringen, dass Kim Lauterburg wegen chronischer Probleme beim Wasserlassen gekommen sei.

„Jeder hat so sein Ventil“

Liebeskummer und Mobbing erzeugen im Gehirn ähnliche Reize wie körperlicher Schmerz

Einen Menschen zu verlieren tut weh. Bei manchen wird dieser Schmerz zur Krankheit. Dass Beziehungskrisen oder Trauer massive körperliche Symptome bis hin zu organischen Erkrankungen auslösen, beobachten Mediziner schon lange. Jetzt wissen sie auch, woran das liegt – der Psychosomatiker Harald Gündel erklärt es.

(1) Wie hängen seelischer und körperlicher Schmerz zusammen?

5 Gündel: Sie sind eng miteinander verbunden und beeinflussen sich gegenseitig. Die Krankheitsgeschichten der Patienten beginnen manchmal mit körperlichem und manchmal mit seelischem Schmerz. Eine Patientin kam zu mir, nachdem ihre Ehe ge-
10 scheitert war. Ihr Mann hatte acht Jahre lang eine Beziehung mit einer anderen Frau. Die Patientin sagte: „Ich bin froh, dass er weg ist.“ 36 sah sie dabei gequält aus. Und sie bekam kurz nach der Trennung einen chronischen Gesichtsschmerz, statt eines see-
15 lischen. Andere Patienten haben erst heftige körperliche Schmerzen, etwa nach einem Unfall, und wenn sie dann deswegen traurig sind, kann dieses Gefühl den körperlichen Schmerz ver-
20 stärken. Der kann wiederum Depressionen auslösen. Seelischer und körperlicher Schmerz werden in denselben Arealen im Hirn verarbeitet.

(2) Wie lässt sich das nachweisen?

30 Mit bildgebenden Verfahren wie der Kernspintomographie. Wir haben zum Beispiel bei einem Experiment mit gesunden Versuchspersonen sichtbar gemacht, dass der seelische Schmerz von Trauernden ähnliche Bereiche im

35 Gehirn aktiviert wie ein körperlicher. Den trauernden Versuchspersonen haben wir Fotos von verstorbenen Angehörigen gezeigt und damit einen akuten seelischen Schmerz ausgelöst. In einer anderen Studie haben wir Versuchspersonen Elektroden auf die Unterarme geklebt. Als sie in der Kernspin-Röhre lagen, haben wir die Elektroden erhitzt und so einen Schmerzreiz erzeugt. Besonders stark aktiviert waren Bereiche, in denen das Gehirn nicht nur körperliche Schmerzen verarbeitet, sondern auch Emotionen.

(3) Haben seelischer und körperlicher Schmerz auch ähnliche Funktionen?

50 Ja. Das gilt wahrscheinlich, seit es auf der Erde Leben gibt. Wenn ein niederes Lebewesen Schmerz empfin-
55 det, merkt es, dass es sich nächstes Mal besser in die andere Richtung bewegt. Ein Kind fasst eine heiße Herdplatte einmal und nie wieder an. Genauso warnt einen auch der seelische Schmerz: Wenn Partner sich voneinander entfernen, tut das weh. Dann können sie versuchen, dem gegenzusteuern. Und wer schmerzhaft feststellt, dass er in einer Gruppe den Rückhalt verliert, kann auch recht-
60 zeitig etwas dagegen unternehmen, indem er sein Verhalten ändert.

(4) Außenseiter zu sein tut auch weh?

70

Amerikanische Neurowissenschaftler haben Versuchspersonen Videobrillen aufgesetzt und sie in die Kernspin-Röhre gelegt. Über die Brille sahen die Personen ein Ballspiel und hatten das Gefühl 39. Wenn ihnen ein virtueller Mitspieler einen Ball zuwarf, bewegten sie sich so, als würden sie den Ball fangen und zurückwerfen. Irgendwann bekamen sie keine Bälle mehr zugeworfen, die virtuellen Sportler ließen sie nicht mehr mitspielen. In diesem Moment wurden bei den Versuchspersonen die Areale im Gehirn aktiviert, in denen Schmerz verarbeitet wird. Deshalb überrascht es auch nicht, dass so viele Menschen am Arbeitsplatz an chronischen Schmerzen erkranken. Es trifft oft die, die außen vor stehen, sich überflüssig fühlen und im Extremfall gemobbt werden.

75

80

85

90

(5) Wie behandeln Sie Patienten mit chronischen Schmerzen?

95

Die Patienten bekommen meist vorsichtig Medikamente und eine Physiotherapie. Zusätzlich brauchen insbesondere diejenigen, bei denen der Schmerz eine seelische Ursache hat, eine Psychotherapie. Manche Patienten sind froh, wenn jemand ihre seelischen Probleme beachtet – gerade, wenn schon mehrere Ärzte vergebens nach körperlichen Ursachen für ihre Schmerzen gesucht haben. Anderen müssen wir erst erklären, warum eine Psychotherapie notwendig ist. Denn sie fühlen ja den physischen Schmerz und erwarten daher eine am Körper orientierte Behandlung. Viele haben sich die Trennung von Körper und Seele sehr stark eingeprägt. Sie lehnen eine Psychotherapie oft zunächst ab mit der Begründung; „Ich hab’s doch nicht im Kopf!“

100

105

110

115

Tekst 9

So viel Skulptur war nie: Zu den Kunstwerken, welche die Gesellschaft der Freunde des Hauses der Kunst in den vergangenen 50 Jahren gesammelt hat und die am 9. und 10. Oktober dort versteigert werden, gehören allein 200 Skulpturen. Dazu zählt die „Große Stehende“ (1981 Ton, 113 cm hoch) des vor zwei Jahren gestorbenen Spur-Künstlers Lothar Fischer. 1300 Arbeiten insgesamt werden bei der von Kathrin Stoll von Neumeister durchgeführten Auktion aufgerufen; zu – für

Bieter attraktiv, für die Künstler manchmal fast beschämend – niedrig angesetzten Preisen. Der Katalog mit Abbildungen aller aufgebötenen Werke lädt ein zu einer Zeitreise in die Münchner Kunstgeschichte, bei der sich zeigt, wie früh zuweilen die Freunde Künstler für sich entdeckten; wie sie aber auch (und das Ausstellungspublikum mit ihnen) Moden erlagen oder hartnäckig an Gewohntem festhielten – und wie vergesslich der Kunstmarkt sein kann.

Gorilla im Käfig

Bei „Gottes Rottweiler“ gilt die alte Hundehalter-Weisheit: Die britische Presse will doch nur spielen.

(1) Es kann natürlich immer noch schlimmer kommen. Die Höchststrafe verhängte der „Daily Star“. Als die Verehelichung von Prinz Charles und seiner Dauergeliebten Camilla zu vermelden war, verkündete das Blatt in großformatigen Buchstaben: „Zwei langweilige Idioten heiraten“. So eine Schlagzeile als Hochzeitsgeschenk macht königliche Freude.

(2) Zumindest den Vorwurf, ein Langweiler zu sein, ersparten die Londoner Zeitungen Joseph Ratzinger, als er im weißen Rauch von Rom zum Papst aufgestiegen war. Stattdessen provozierte das Skandalblatt „Sun“ am Kiosk zur Verkaufsförderung mit der Nazi-Anspielung „Vom Hitlerjungen zum Papa Ratz“. Mit der Schlagzeile „Gottes Rottweiler ist der neue Papst“ versuchte der seriösere „Daily Telegraph“ Leser zu beeindrucken.

(3) „Moralische Arroganz“, empörte sich die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ über die Kollegen in Großbritannien. Und die „Bild“-Zeitung aus dem protestantisch geprägten Axel Springer Verlag schlug zurück. „Engländer beleidigen deutschen Papst!“, erregte sie sich auf der Titelseite. Chefredakteur Kai Diekmann, der Ratzingers Wahl mit einem tagelangen Hochamt im Blatt feiern ließ, hält die Schlagzeilen in Großbritannien für „böartig“. Wie Zuspitzung funktioniert, weiß Diekmann sehr genau. Gerade erst ließ er die Fußballspieler des FC Schalke 04 in Windeln montiert ins Blatt heben. Doch bei den Papst-Titeleien der Engländer hört der Spaß

auf, und es beginnen, so Diekmann, „antideutsche Reflexe“.

(4) Der Aufgeregtheit in Deutschland entging, dass den provokanten Schlagzeilen meist differenzierte Artikel folgten, die all das enthielten, was deutsche Journalisten glaubten richtig stellen zu müssen. Und das hat mit der Tradition der britischen Presse zu tun.

(5) „Die Deutschen haben überreagiert“, findet Lord George Weidenfeld. Der 1938 aus Wien nach England emigrierte Verleger hält das deutsche Echo auf die britische Papst-Berichterstattung für „hysterisch“. Es gäbe zwar immer wieder antideutsche Untertöne in der Presse – ebenso wie Seitenhiebe gegen Franzosen und Amerikaner. „Aber niemand in England nimmt dieses Geplänkel ernst.“

(6) Die Medienwissenschaftlerin Margaret Scammell von der London School of Economics sagt: „Provokante Überschriften haben in England eine lange Geschichte. Die Regel für eine gute Headline heißt: Sie muss witzig sein, und sie muss schockieren.“ Um die „schärfsten Titel“ gebe es einen regelrechten Kult. „Sie werden eingerahmt und an die Wand gehängt.“

(7) „Wie können 59 054 087 Leute so dämlich sein?“, unterschrieb der „Daily Mirror“ in beleidigender Direktheit das Foto des dankenden George W. Bush, als er von den Amerikanern ein zweites Mal zum Präsidenten gewählt worden war.

(8) „Gotcha“, jubilierte die „Sun“, als britische Truppen während des Falklandkriegs im Mai 1982 ein argenti-

nisches Kanonenboot versenkt hatten.
„Erwischt!“, im Triumphschrei wie aus
einem Computerspiel ging unter, dass
der Treffer 1200 Menschen das Leben
85 gekostet hatte. Der Chefredakteur zog
in nachgedruckten Ausgaben die
Schlagzeile zurück. Verleger Rupert
Murdoch mochte die Notwendigkeit
dazu nicht verstehen, berichten Augen-
90 zeugen.

(9) Die englische Boulevardpresse sei
mittlerweile „kaum mehr als Stegreif-
komödie“, wertet der angesehene
Zeitungsexperte James Curran.
95 „Englische Zeitungen sind unterhalt-
sam und sehr gut geschrieben. Aber
mit traditionellen Nachrichten hat das
nur noch wenig zu tun.“ Das Publikum
reagiert entsprechend. „Die britische
100 Presse ist in Europa diejenige, der ihre
Leser am wenigsten trauen“, sagt
Curran.

(10) Mit ihrer Skepsis haben die
Briten durchaus Recht, wie sich kurz
105 vor dem Deutschland-Besuch der
Königin im vergangenen November
zeigte. Der „Daily Express“ behauptete
damals, die Deutschen hätten von
Queen Elizabeth eine Entschuldigung
für die Bombardierung Dresdens
110 gefordert. Die Nachricht war eine Ente,
berichtet wurde sie nie. Stattdessen
wiederholten Medien von der „Mail“
bis zum „Observer“ und schließlich
auch die BBC die Falschmeldung.
(11) Im Kampf um die Leser verwischt
sich die Grenze zwischen Qualitätsblät-
tern und Boulevardpresse. Michael
White, seit Jahren politischer Chef-
120 redakteur für den seriösen „Guardian“,
sagt, dass die Trennung nicht mehr
funktioniert. „Wir sitzen mit dem
Gorilla in einem Käfig.“